



Der Sultan und sein Begir.

Der nachstehende Holzschnitt zeigt uns den jetzt regierenden jugendlichen Sultan Abdul-Meschid und dessen Großvezir Mehmed bei einer Besprechung über Regierungsangelegenheiten. Der Sultan ist europäisch gekleidet und man erkennt den Türken in ihm nur an dem Fez oder der rothen Mütze auf seinem Kopfe. Welchen gewaltigen Contrast diese europäische Tracht mit der türkischen gewährt, sieht man an dem alten Begir, der in dem

altväterlichen weiten türkischen Gewande abgebildet ist und gleichsam die Größe, die Macht und den Stolz des sonstigen türkischen Reiches repräsentirt, der zusammengeschrumpften, überall gehemmten, macht- und rathlosen Türkei unserer Zeit gegenüber, deren Repräsentant Abdul-Meschid ist.



(Der Sultan und sein Begir.)

Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir gingen hinaus zwischen die üppig grünenden Bergrücken dieses schönen Thales, und der heiterste Juni-morgen hauchte uns seine Rosendüfte entgegen. Unsere Herzen schlossen sich auf in der freien Natur. Lichtenfels, der das Bedürfnis des Glücklichen, sich einem Freunde mitzutheilen, jetzt doppelt zu empfinden schien, erzählte mir Verschiedenes aus seinem Lebens-gange: wie es ihm ohne Vermögen und ohne bedeutenden Familieneinfluß schwer geworden, die Stelle, auf der er stand, zu erringen, wie er aber durch unablässigen Fleiß, verbunden mit der Fürsprache eines edlen Gönners, doch nun an das Ziel seiner Wünsche und in den Besitz eines unaussprechlich geliebten Mädchens gekommen sei. Er war erst seit einigen Wochen ver-heirathet und seine junge Frau begleitete ihn nach . . .

ihrem Geburtsorte, von dem sie einige Jahre entfernt gelebt hatte. „Wir denken bei dieser Gelegenheit,“ fuhr Lichtenfels, seine Erzählung beschließend fort, „zugleich der Pflicht der Dankbarkeit zu genügen, und unsern Gönner und Wohlthäter zu besuchen. Er befindet sich seit diesem Frühjahr unwohl und wünscht — —“

„Sein Name? — wenn meine Frage nicht unbescheiden ist? — —“ fragte ich ahnend.

„Professor Wahrens . . . aber was ist Ihnen, lieber Freund? Sie werden blaß . . .“

„Wann erhielten Sie die letzten Nachrichten von Ihrem Freunde?“ fragte ich weiter, indem ich mich sammelte und Lichtenfels Hand theilnehmend faßte.

„Zwei Tage vor unserer Hochzeit. Ach! einen gar lieben, herzlichen Brief; es sind nun sieben Wochen.“

„Sieben Wochen? — binnen diesem Zeitraume kann sich Vieles verändert haben; mir starb indessen ein Freund.“



„Ihnen?“ sagte Lichtenfels, und mein bewegter Ton erfüllte ihn mit Ahnung.

„Vor zwei Tagen wohnte ich seinem Begräbniſſe bei,“ fuhr ich fort. Lichtenfels wechselte schnell die Farbe.

„Sie sagten vorhin,“ ſetzte ich nach einer Pauſe hinzu, „Profeſſor Wahrens habe ſich unwohl befunden; jezt — geht es ihm vollkommen wohl!“

„Ach! er iſt todt?“ rief Lichtenfels aus, ſtreckte die gefalteten Hände hoch empor, und, ſie dann ſchlaff herabſinken laſſend, lehnte er ſich an einen Baumſtamm mit den Worten: „O, mein Wohlthäter! — O, mein zweiter Vater! — Ich habe Dir nicht einmal danken können!“

Ich ließ dem Ausbruche ſeines Schmerzes freien Lauf. „Wie wird Cäcilie dieſe Trauerboſchaft ertragen,“ ſagte er, ſtarr vor ſich hinſehend und wollte fort-eilen.

„Bereiten Sie ſie ſchonend vor,“ rieth ich, „ſuchen Sie erſt ſelbſt die nöthige Faſſung zu gewinnen.“

„Sie haben Recht,“ antwortete er, „ſo darf ſie mich nicht ſehen.“

„Sie werden meinen Schmerz vielleicht unmännlich nennen,“ fuhr er fort, „aber Sie wiſſen nicht, wie viel wir dem Verklärten zu danken haben. Er brachte unſerm Glücke ein Opfer, welches nur die reinſte Tugend zu bringen vermag: er entſagte Cäciliens Hand, die ihr ſterbender Vater ihm verlobt hatte, obgleich er ſie innig liebte, obgleich ihr Beſitz der heißſte Wunsch ſeines Lebens geweſen war; er entſagte ihr, weil ihm ein Zufall verrieth, daß wir uns heimlich liebten, und aus Achtung vor Cäciliens gegebenem Worte entſchloſſen waren, uns auf immer zu trennen. Daß dieſes die Urſache ſeines Zurücktretens war, wußte nur ich allein, Niemand außer mir, ſelbſt Cäcilie nicht, der ich, auf ſein ausdrückliches Verbot, die Wahrheit nicht entdecken durfte, damit ſie ſich vollkommen frei und ohne Vorwurf fühlen möchte. Er empfahl Cäcilien dem Schutze ihrer Tante, einer würdigen Stiftsdame, unternahm eine weite Reiſe, in deren Verlauf er mich aufſuchte, meine Bekanntschaft machte, ſich durch manche Prüfungen von meinem Denken und Handeln überzeugte, dann mich ſeines Vertrauens würdigte, und mir endlich zum Eintritt in die Carrière beförderlich war, in der Sie mich jezt ſehen. Dann gab er Cäcilien auf die ſchonendſte Weiſe ihre Freiheit zurück, indem er erklärte, mancher Familienverhältniſſe halber unvermählt bleiben zu wollen. Er duldete mit unerschütterlichem Gleich-

muthe die verſchiedenen, oft ſehr harten Urtheile, die über ſeine Handlung natürlich gefällt werden mußten; er trug die Schmach, verkannt zu werden. — —“

„Ja, wahrlich!“ ſiel ich, mir eine Thräne vom Auge trocknend, ein, „er wurde verkannt! er wird verkannt bis ans Grab, bis übers Grab hinaus! davon war ich Zeuge.“

„An mir iſt es nun,“ fuhr Lichtenfels fort, „die Wahrheit zu erklären. Vor aller Welt will ich bezeugen, daß Wahrens einer der edelſten Menſchen, und ſein vermeinter Treubruch die Krone ſeiner tugendhafteſten Handlungen war.“

Nachdem wir noch eine Weile geſprochen, und die aufgeregten Gefühle in der Bruſt meines Freundes ſich beänſtigt hatten, begleitete ich ihn vor das Haus, wo Cäciliens Freundin wohnte. — „Ach! wäre doch erſt dieſe Stunde vorüber!“ ſeufzte er, indem ich ihn verließ, „Cäcilie wird untröſtlich über den ſo unerwarteten Verluſt des väterlichen Freundes ſein.“

Spät am Abend hörte ich die Stubenthür neben der meinigen auf- und zugehen, und leiſe Töne einer ſanft weinenden Stimme. „Nun, Gottlob!“ dachte ich, „ſie hat den erſten Schmerz dieſes ſo harten Schlags überwunden; die Theilnahme eines geliebten Vaters wird ihn mildern.“

Es hatte ſich im Laufe unſers heutigen Geſprächs ergeben, daß Lichtenfels der Ueberbringer jener wichtigen Papiere war, von denen das Vollbringen meiner Aufträge in . . . abhing. Er bot mir einen Platz in ſeinem Wagen an, um gemeinſchaftlich dem Ziele unſerer Sendung entgegenzureiſen. Als wir uns am folgenden Morgen reifefertig begrüßten, deckte zwar ein ſchwarzer Trauerschleier Cäciliens geſenktes Auge; allein der Wechſel der reizenden Natur, welcher ſich in jener ſchönen Gegend bald vor unſern Blicken ausbreitete, wirkte im Verſolg der Reiſe wohlthätig auf ihr Gemüth und erheiterte allmählig uns Alle.

In . . . angekommen, ſtiegen wir vor der goldenen Krone aus. Zufällig ſtand mein neulicher Tiſchnachbar, welcher Cäciliens Geſchichte erzählt hatte, in der Thür des Gaſthauſes, und maß mit Blicken voll Verwunderung uns Männer und die junge blühende Frau, in welcher er das Fräulein Morgenthal wiedererkannte. Sein zuſammengekniffener Mund öffnete ſich vor Erſtaunen, und ſeine blinzelnenden Augen ſuchten mit widriger Neugierde einen Zuſammenhang zwiſchen ſonſt und jezt zu erſpähen und Stoff zu neuen Tiſchreden zu ſammeln. Wir ließen ihn indeß unbeachtet ſehen

und während Cäcilie der Ruhe pflegte, schlossen wir Männer zuvörderst unsere Geschäfte ab, und unser glückliches Zusammentreffen war die Ursache, daß dieses nun zur vollkommenen Zufriedenheit von beiden Seiten geschehen konnte.

Am folgenden Tage verlangte Cäcilie vor allen andern Bekannten die Wittwe zu besuchen, die seit mehreren Jahren als Wirthschafterin im Hause des Professor Wahrens gelebt und ihn bis an sein Verschneiden gepflegt hatte. Sie wohnte noch im Hause des Verstorbenen, und wir begleiteten Cäcilien dahin. Mit Thränen der Rührung und Liebe empfing die Matrone Cäcilien, die sie früher so gut gekannt und einst als Gebieterin zu ehren gehofft hatte. Cäcilie blieb in sprachloser Bewegung vor Wahrens Portrait stehen, und indem auch ich dasselbe betrachtete, stand der Mann im grauen Ueberrocke, mit den durchdringenden blauen Augen, mit der festen, edlen Römerphysiognomie, wie er mir vor drei Jahren auf dem Marienkirchhofe erschien, vor mir da. Als wir noch, in stille Betrachtung versunken, vor dem Bilde weilten, und Frau Martha uns Manches aus seinen letzten Lebenstagen erzählte, trat der vieljährige treue Freund des Verstorbenen, Doctor Philipert herein und begrüßte die besuchenden Freunde aufs Herzlichste. Ihm hatte Wahrens die Vollziehung seines Testaments übertragen. Er hinterließ, obgleich keine leiblichen Kinder, dennoch eine zahlreiche Familie, die Armen, die Waisen, denen er ein liebevoller Vater gewesen war. Ihnen fiel der nicht sehr beträchtliche Nachlaß seines baaren Vermögens zu. Cäciliens Gatten war eine Auswahl seiner Bibliothek und ihr selbst die schönsten Stücke aus seiner Kunstsammlung ausgelegt; auch hatte er ihr die Sorge für einige seiner Armen und seine gute alte Martha vermacht.

Wie beschlossen den Tag mit einem Besuche des Marienkirchhofs, Doctor Philipert begleitete uns dahin. Cäcilie kniete schluchzend am Grabe ihres edlen Freundes nieder; ihre reine Seele ahnete, was ihr Theodor bis dahin verschwiegen hatte, denn sie hatte Wahrens ächten Werth gekannt, und wußte, daß ihn nur die reinsten Beweggründe auch bei solchen Handlungen leiteten, die sie nicht begreifen konnte. Darum hatte sie ihm kindlich vertraut und dieses Vertrauen hatte das Glück ihres Lebens gegründet. Als ich sie so knien sah, gedachte ich meines Traumes: ich sah im Geiste die Pyramide mit den bestäubten Schriftzügen, ich sah

die heilige Wahrheit mit der feuerfarbenen Binde, die sie reinigte und strahlend verklärte, und (das Anschauen einer tugendhaften Handlung ist die beste Arznei für die Seele) jede Disharmonie in meinem Innern löste sich auf in milden, heitern Seelenfrieden.

Wir machten einen Theil unserer Rückreise gemeinschaftlich. Frau Martha nahm den vierten Platz im Wagen ein, und als sich endlich unsere Wege trennen mußten, sah sich noch lange dem Reisewagen des liebenswürdigen jungen Paares nach, dessen Glück das Resultat einer verkannten Handlung war. Ich gedachte mit Liebe des edlen Verkannten — ich dachte und denke noch heute: „Laßt uns nicht richten über unsere Brüder, laßt uns lieben!“

(Aus dem Nachlasse der Verfasserin mitgetheilt von Dr. Fried. Volger.)

N o t i z.

In Neapel müssen viele Opern zc. sehr bedeutend umgestaltet werden, bevor sie vor dem Publicum erscheinen dürfen. Als man Rossinis „Wilhelm Tell“ auf die Bühne bringen wollte, wurde das Stück wesentlich umgeändert. Tell durfte nämlich den Gefrier nicht erschießen, sondern mußte durch Gendarmen arretirt und in das Gefängniß abgeführt werden. Auber's Maskenball konnte man gar nicht auf die Bühne bringen. Das Duell wird in Neapel außerordentlich streng bestraft und man duldet es auch auf der Bühne nicht. In „Gabriele di Vergo“ muß deshalb, statt des Zweikampfs, Favel seinen Gegner heimtückisch erdolchen. — Die Tänzerinnen müssen unter ihren Kleidern eine Art Beinkleider von grünem Atlas tragen, welche schrecklich aussehen. Die Taglioni will sich diesem Costume nicht unterwerfen und wird deshalb nie in Neapel auftreten, so lange jene Kleiderordnung für die Tänzerinnen besteht.

Seit dem Mai dieses Jahres soll zu allen diesen Verlegenheiten des Theaters eine neue gekommen sein. Es ist nämlich verboten worden, die Worte: Gott, Hölle, Christus und mehrere andere wesentlich christliche auf der Bühne zu gebrauchen. Die „Ach Gott!“ „Mein Gott!“ u. s. w., die Grundlagen der Recitative, müssen schwinden und die Theaterdichter sind genöthiget, andere Worte zu erfinden.